

Traurige Weihnachten oder Zwei Franken

Ein Weihnachtserlebnis von Emmy Klein.

Traurig, sehr traurig sind die Erinnerungen an die Weihnachtsfeste meiner Kindheit.

Fast jedes Jahr um diese Zeit war der Vater krank; oft schon wochenlang bettlägerig.

Am Weihnachtsabend bemühte sich die Mutter ganz besonders um ihn. Sie half ihm mit schwerer Anstrengung aus dem Bett, setzte ihn auf einen bereitgestellten Stuhl, und wir Kinder zogen und schoben ihn dann hinüber in die Stube. Immer um die Weihnachtszeit erinnere ich mich an jene traurigen Tage.

Eine dieser traurigen Weihnachten liegt mir ganz besonders im Sinne.

Es war um Vortage des Festes. Der Vater lag wieder einmal krank im Bett. Da kam einer unserer Pfarrer, sich nach seinem Befinden zu erkundigen.

Der Vater liebte es gar nicht, wenn ihm von dieser Seite Besuche gemacht wurden. Auch an diesem Tage sah er dem Herrn nicht gerade erfreut entgegen und gab auch nur kurze Antworten auf alle Fragen. Nach knapp einer Viertelstunde verabschiedete sich der Pfarrer denn auch wieder. Unter der Türe kehrte er sich nochmals um und wünschte dem Vater nochmals baldige Genesung.

„Ist schon recht“, brummte der Vater. „Jetzt mach aber, dass hinaus kommst, du...“ Das andere verschluckte er.

Als der Pfarrer wieder in die Stube trat, sprang die Mutter vom Stuhle auf und liess die Arbeit, die sie gerade in den Händen hatte, fallen.

Teilnehmend erkundigte sich der Pfarrherr nun bei ihr nach den Verhältnissen.

Die Mutter gab Bescheid. Sie hütete sich aber wohl, dem Herrn klaren Wein einzuschenken und ihm die grauenhafte Not zu schildern, die zu bekämpfen nicht in ihrer Macht lag. Sie wollte nicht mit der Armenbehörde in Berührung kommen. Denn die Erfahrungen, die sie damit gemacht, waren nicht dazu angetan, ihr Mut einzufliessen zu einem Versuche, von dort die nötigen Mittel zu erlangen. Lieber wäre sie mit samt ihrer ganzen Familie verhungert, als Unterstützung in Anspruch zu nehmen. Denn einmal hatte sie auf das unermüdliche Drängen des Hausverwalters, dem um die ausstehende Miete bange war, einen Versuch gemacht, das Geld für den Hauszins zu erhalten. Bekam aber einen Bescheid, der ihr noch nach Jahren das Blut in die Wangen trieb und der sie unverrichteter Dinge abziehen liess. Und die Angst, nochmals durch irgendwen mit dieser Amtsstelle in Berührung zu kommen, liess sie immer die Wahrheit verheimlichen. Denn nicht mit zehn Pferden hätte man sie noch einmal auf dieses Bureau gebracht. Deshalb hütete sie sich denn auch, dem voller Teilnahme sich erkundigenden Pfarrer die Wahrheit zu sagen. Diplomatisch ging sie allen verfänglichen Fragen aus dem Weg. Und das war doch sonst so gar nicht ihre Art, denn sie war sonst ziemlich unbeholfen im Verkehr mit „bessern“ Leuten. Eine unerklärliche Scheu machte sie befangen. Sie brachte es nie fertig, jemand gegenüber eine eigene Anschauung zu vertreten, oder bei einem ungerechtfertigten Angriff sich zu verteidigen. Ohne Widerspruch, aber im Innersten tief gekränkt, liess sie alle Anschuldigungen über sich ergehen und versuchte dann, uns Kinder zu der rechten freudigen Duldsamkeit und göttlichen Dienstbereitschaft zu erziehen. Denn wir sollten lernen dulden ohne Murren und unermüdlich dienen und in Bescheidenheit uns üben. Damit glaubte sie uns all das Erniedrigende, unter dem sie so oft litt, zu ersparen, und nie wollte sie einsehen, wieviel Schaden sie damit anrichtete. Aber glücklicherweise hatten wir in uns auch einen Tropfen rebellischen Blutes vom Vater geerbt und ein klein wenig von seinem Geiste. Und dieses Erbe schützte uns. Kraftvoll wehrten wir uns gegen dieses Herabdrängen in die Reihen jener armen, verblendeten Ausbeutungsobjekte, die um der himmlischen Seligkeit willen ihre Arbeitsbrüder und -schwestern hier auf Erden verraten und in kriecherischer Demut ihrem Herrn und Meister dienen.

Ich ärgerte mich immer über ihre Untertänigkeit und erinnerte sie immer wieder daran, dass doch die Zeit der Leibeigenschaft und der Hörigkeit vorüber sei, und regte mich daher nicht wenig auf, als ich sah, mit welcher beschämender Demut sie dem Pfarrer Auskunft gab. Wie sie dabei in nervöser Hast an der Schürze zupfte und über die Leutseligkeit des Pfarrers und seine Teilnahme so verwirrt war, dass sie kaum richtig sprechen konnte,

„Donner und Doria!“ sagte ich bei mir. „Du tust ja gerade, als ob dich irgendeine Schuld träfe An Vaters Krankheit und der damit verbundenen Notlage, Wie kann man auch?“ fragte ich mich kopfschüttelnd,

Offen und ungeniert sprach ich darauf noch mit dem Herrn. In stummer Angst sah die Mutter immer wieder auf mich. Sie fürchtete schon, ich könnte in meiner angeborenen Offenheit und kindlichem Freimut bekennen, was sie verheimlichen wollte.

Als er ging, drückte er der Mutter ein Zweifrankenstück in die Hände.

„Für die Kinder. Eine kleine Weihnachtsfreude“, sagte er dabei. Die Mutter dankte ihm gar sehr.

Am Abend, als alle in der Stube sassen, sagte sie, dass sie vom Pfarrer zwei Franken erhalten habe für uns und fragte, was sie nun damit kaufen solle.

Es war das einzige Geld, das sie hatte, und am andern Tage war Weihnachten. Nichts war mehr vorhanden. Kasten und Schubladen leer. Und wie gerne hätten wir Kinder ein Bäumchen gehabt.

„Wenn's auch nur ein ganz, ganz kleines wäre“, meinte der jüngste Bruder.

Die Mutter zählte uns auf, was sie haben sollte. Aber das Geld reichte bei weitem nicht. und doch hätte sie uns gerne ein bisschen Schokolade oder einen Kuchen gekauft, damit wir wenigstens etwas von Weihnachten hätten.

Vor allen Dingen aber sollte man für den Vater ein Stücklein Fleisch besorgen zu einer guten Suppe.

Nach langem Beraten wurde beschlossen, ein halbes Kilogramm Kuhfleisch zu kaufen. Dann hatten wir alle eine gute Suppe und der Vater ein Stücklein Fleisch. Auch ein Brot musste noch her und ein Pfund Zucker, damit der Vater den Tee nicht mehr ungesüsst trinken musste. Es reichte dann gerade noch zu einem Fünferschokoladenstengelchen für jedes von uns Kindern. Auf ein Bäumchen mussten wir verzichten.

Bevor die Mutter ausgehen konnte, ihre Weihnachtseinkäufe zu besorgen, wurde ich weggerufen.

An der nächsten Strassenecke verkaufte eine Frau Christbäume. Sie liess mich holen. Ich sollte für sie einiges besorgen, da sie von ihrem Stande nicht weggehen konnte.

Voller Freude machte ich die Botengänge, wusste ich doch, dass mir dafür ein paar Batzen ausgehändigt wurden. Und eine leise, leise Hoffnung keimte in mir, vielleicht doch noch ein Bäumchen heimbringen zu können. Ich nahm mir vor, die Frau zu bitten, mir für das Postgeld ein Bäumchen zu geben.

Als ich von meinem letzten Gange zurückkam, gab mir die Frau einen funkelnelneuen Fünzfinger. Einen Moment freute ich mich daran, dann gab ich ihn ihr zurück und bat sie, mir dafür ein Bäumchen zu geben.

„Wenn's auch nur ein kleines ist“, sagte ich bittend.

Sie stutzte einen Moment. Dann sagte sie: „Hör, Kleine, wenn du mir jene zwei kleinen Bäumchen in die Enge hinausträgst“ - dabei wies sie auf zwei winzige allerliebste Tännchen -, „dann darfst du den Fünzfinger behalten. Ich gebe dir ein Bäumchen um sonst.“

Ueberglücklich nickte Ich „Ja“. Ich konnte vor Freude nicht sprechen.

Ein nettes Tännchen erklärte sie sodann als mein Eigentum. Zitternd vor Freude fragte ich die Frau, ob ich es heimtragen dürfe. Ich käme gleich wieder zurück.

Lächelnd bejahte sie.

Sorgfältig nahm Ich das Tännchen auf und trug es im Eilschritt nach Hause.

War das ein Jubel bei den Geschwistern! Auch der Vater freute sich über das niedliche Tännchen, das ich vor seinem Bette auf alle Selten drehte, damit er sich von dessen wirklich tadellosem Wuchse überzeugen konnte.

In gestrecktem Galopp ging es dann wieder den Weg zurück an die Strassenecke.

Ich nahm unter jeden Arm eines der Tännchen und stob davon.

Weihnachtsabend war's! Bitter kalt. Hastig eilten die Menschen durch die hell erleuchteten Strassen. - Schwer beladen die einen, mit winzigen Paketehen oder sorgfältig eingehüllten Blumen die andern.

Da und dort leuchteten schon Weihnachtskerzen. Aufmerksam betrachtete ich alles, was des Weges kam, ohne aber mein Tempo zu verlangsamen. Und doch war es schon ziemlich spät, als ich draussen vor der einsam gelegenen Villa die Glocke zog.

Eine alte, unwirsche Magd fragte mich nach meinem Begehr. Ganz erschrocken deutete ich auf die Weihnachtsbäumchen.

Da kam ich schön an.

„Fort mit dem Zeugs, fort! Musst wo anders hin. Bist am falschen Ort. Christbäume, he, he, he, für den Hund wahrscheinlich!“ krächzte sie.

Und als ich nicht sofort Rechtsumkehr machte, schüttelte sie mich am Arm und schob mich vor die Türe.

„Gehst wohl, du Fratz, geh, geh! Was starrst mich so an?“ keifte sie weiter.

. Da kam' mir Hilfe.

Ein netter Mann in den vierziger Jahren kam eilends aus dem Hause und auf uns zu. Der Lärm hatte ihn wohl hergelockt.

Mit ein paar ruhigen, bestimmten Worten verwies er die Alte ins Haus. Brummig leistete sie Gehorsam. Aber ohne sich daran zu kehren, wandte er sich zu mir und sprach mich ruhig und freundlich an und versicherte mir, ich befände mich am rechten Orte. Dann nahm er mich an der Hand und führte mich ins Haus.

Aengstlich sah ich dem neben mir Dahinschreitenden ins Antlitz. Zu gerne hätte ich seine Einladung angenommen, mich erst ein wenig gewärmt, bevor ich den Rückweg antrat. Aber mir war doch etwas bange vor dem fremden Manne. Auch erinnerte ich mich deutlich der ständigen Warnungen der Mutter, die uns Mädchen immer wieder einschärfte, nie mit einem fremden Manne irgend wohin zu gehen.

War das nun einer, mit dem man nicht gehen durfte? Warum nicht? Was konnte er mir tun? Er sah doch so gar nicht danach aus, als ob er Böses im Sinne hätte.

Ganz verwirrt trat ich mit ihm ins Haus. Im Hausflur nahm er mir die Tännchen ab und half mir aus meiner Jacke. Auch die Mütze nahm er mir vom Kopfe und strich mir dabei die in die Stirn gefallenen Haare zurück.

Nur eine rasche, vielleicht gedankenlose Bewegung war es.

Diese mir aber ganz ungewohnte Berührung entlockte mir Tränen, da mir jede Liebkosung etwas ganz Fremdes war.

Erstaunt sah er mich an. Dann führte er mich in einen düstern Raum. Schwere dunkle Möbel standen an den Wänden und mitten im Zimmer ein mächtiger Tisch.

An diesen setzte er mich und rief dann die alte Magd herein. In einer fremden Sprache gab er ihr einen Auftrag, worauf sie sich wieder entfernte und bald darauf mit einem Tablet hereinkam.

Ohne ein Wort zu verlieren, setzte sie ein Glas heißen Tee und eine Schale mit Biskuit vor mich hin und ging wieder.

Emmy Klein.

Der öffentliche Dienst, 21.12.1927.

Personen > Klein Emmy. Weihnachten. Erzählung. OeD, 1927-12-21